



II/2021/LIX/153



LITTERÆ
SLOVENICÆ

Slovenian Literary Magazine





Lidija Dimkowska: Reserveleben
Originaltitel: РЕЗЕРВЕН ЖИВОТ четврто издание МАК

Original: © Lidija Dimkowska, 2012
Übersetzung: © Slowenischer Schriftstellerverband (DSP), 2021

Übersetzung des Romans
Alexander Sitzmann

Übersetzung des Nachwortes
Lisa Rieger

Nachwort
Kristina Jurkovič

Redaktion von Litterae Slovenicae
Tina Kozin, Tanja Petrič

Redaktionelle Bearbeitung dieser Ausgabe
Nataša Čebular

Sprachliche Korrektur
Senta Wagner

Titelfoto
Nataša Kupljenik

Gestaltung
Jakob Bekš für Studio Signum d. o. o.

Layout
Tridesign d. o. o.

Druck
Tiskarna knjigoveznica Radovljica d. o. o.

Herausgegeben und verlegt vom
Slowenischen Schriftstellerverband (DSP), Ljubljana
Vertreten durch seinen Präsidenten Dušan Merc

1. Auflage
500

Ljubljana 2021

<https://litteraeslovenicae.si/>

CIP - Kataložni zapis o publikaciji
Narodna in univerzitetna knjižnica, Ljubljana

821.163.3-311.2

DIMKOVSKA, Lidija

Reserveleben / Lidija Dimkowska ; aus dem Mazedonischen von Alexander Sitzmann ; mit einem Nachwort von Kristina Jurkovič ; [Übersetzung des Nachwortes Lisa Rieger]. - 1. Aufl. - Ljubljana : Društvo slovenskih pisateljev = Slovene Writers' Association, 2021. - (Litterae Slovenicae : Slovenian literary magazine ; 2021, 153)

Prevod dela: Rezerven život
ISBN 978-961-6995-77-1
COBISS.SI-ID 73575171



Lidija
Dimkovska
Reserveleben

*Aus dem Mazedonischen
von Alexander Sitzmann*

*Mit einem Nachwort
von Kristina Jurkovič*

DRUŠTVO SLOVENSKIH PISATELJEV
SLOVENE WRITERS' ASSOCIATION

LJUBLJANA 2021





Inhalt

1984	9
1985	37
1986–1991	111
1991–1995	183
1996	287
1997–2000	341
2001	407
2002–2005	441
2012	467
Kristina Jurkovič	
Die (Ent-)Scheidung als Bedingung für Autonomie in den Romanen von Lidija Dimkovska	483
Lidija Dimkovska: Ausgewählte Bibliografie	495
Litteræ Slovenicæ 1991–2021	501





Protect me from what I want.
Jenny Holzer



Alle Anspielungen auf Personen, Ereignisse und Handlungen erfolgen auf eigene Verantwortung.







1984

An diesem Juninachmittag vor unserem Wohnblock in der Peripherie von Skopje spielten Srebra, Rose und ich ein ganz neues Spiel: das Schicksal vorhersagen. Mit weißer Kreide zeichneten wir Quadrate auf den aufgeheizten Beton der Rampe vor der Garage, und in die Quadrate schrieben wir das Alter, in dem wir heiraten wollten. Sicher fielen wir jedem Passanten ins Auge und auch immer noch den Mietern, die auf ihren Balkons saßen oder an den offenen Fenstern des Gebäudes standen und die uns nur zu gut kannten, denn meine Schwester und ich waren Zwillinge, siamesische Zwillinge, mit zusammengewachsenen, an den Schläfen miteinander verbundenen Köpfen, direkt oberhalb meines linken und ihres rechten Ohrs. So waren wir auf die Welt gekommen, zu unserem Unglück und zur Schande unserer Eltern. Beide hatten wir langes, dichtes, kastanienbraunes Haar, das die Stelle, an der wir zusammengewachsen waren, verdeckte, oder zumindest glaubten wir das. Auf den ersten Blick sahen wir so aus, als hockten wir nebeneinander und hätten nur die Köpfe zusammengesteckt, unsere Körper darunter waren frei, sie steckten in Sommerkleidchen ohne Träger, mit einem Gummiband oberhalb der Brust, ich in einem grünen mit kleinen gelben Blümchen und meine Schwester in einem roten mit blauen und weißen Pünktchen. Meine Schwester, Srebra, also wörtlich die Silberne, und ich, Zlata, die Goldene, konnten uns im Alter von zwölf Jahren wegen unseren Vornamen nur schämen. Wie konnte man seine Töchter bloß Srebra und Zlata nennen? Und dann auch noch Kinder, die sowieso schon durch zusammengewachsene Köpfe gezeichnet waren und auf ihre Umgebung abnormal wirkten. Das waren Namen für alte Frauen, für irgendwelche Tanten, die das Treppenhaus putzen, oder solche, die Kartoffeln vor dem Backhaus verkauften.

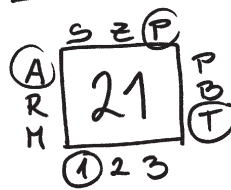


Mama brachte uns immer mit irgendwelchen Argumenten zum Schweigen, wenn wir wieder wegen unserer Namen rebellierten: „So wollte es euer Pate, Zlata nach der Heiligen Zlata von Meglen und Srebra nach irgendeiner Srebra Apostolova, die zwei osmanische Begs in Lerin umgebracht haben soll.“ „So ein Blödmann“, war stets unser Kommentar, einer der seltenen Fälle, dass wir einer Meinung waren. Seit der Taufe hatte der Pate keinen Fuß mehr in unsere Wohnung gesetzt, als wäre er vom Erdboden verschluckt worden. Genauer gesagt war er zum Geldverdienen nach Australien ausgewandert und hatte uns endgültig aus seinem Bewusstsein gelöscht. „Der Goldfisch und sein Silberfischchen“, hänselten uns die Kinder in der Straße, und außer Rose und manchmal Bogdan spielte niemand mit uns. Die einen durften von ihren Eltern aus nicht, damit sie nachts keine Albträume bekämen, wenn sie tagsüber mit uns, den „Abartigen“, spielten, andere wiederum nahmen von selbst Reißaus und bewarfen uns aus der Ferne mit Steinen, wobei sie uns als „Zurückgebliebene“ beschimpften. Rose war die Einzige, die keine Schwierigkeiten mit unserer körperlichen Unzulänglichkeit hatte, sie wohnte im zweiten Stock unseres Wohnhauses, war ein Jahr älter als wir, hatte dichte, schwarze Locken, schwarze Augen und eine dunkle Hautfarbe, war etwas kleiner, aber kräftiger, denn es gibt Kinder wie uns, die so zart sind, dass man meint, der Wind würde sie davonwehen, mit dünnen Beinchen, bleichem Gesicht und kleinen, grünbraunen Äuglein, und es gibt Kinder wie Rose, die muskulös aussehen, gesund, schwer hochzuheben und mit kräftigen Armen. Sie war sehr entschlossen, und ihre Ansagen waren so energisch, dass wir ihren Vorschlägen jedes Mal zustimmten. So war es auch an diesem Tag, als sie vorschlug, Quadrate zu zeichnen und das gewünschte Alter für unsere Hochzeit hineinzuschreiben, über das Quadrat sollten wir die drei Anfangsbuchstaben unserer Angebeteten schreiben – als potenzielle Ehemänner, unter das Quadrat die Zahlen von eins bis drei – wie viele Kinder wir haben wollten, links davon die drei Anfangsbuchstaben der finanziellen Situation unserer Männer (arm, reich, Millionär) und rechts davon die Anfangsbuchstaben

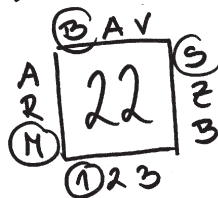


von drei Städten, in denen wir mit unseren Männern gern leben würden. Mein Quadrat und Srebras Quadrat lagen dicht beieinander, Rose zeichnete ihres ein wenig abseits von unseren. Dann zählten wir die Zeichen rundherum genauso viele Male ab wie die Zahl, die in der Mitte des Quadrats stand, und kreisten die Buchstaben und Zahlen ein, die uns auf diese Weise zufielen. So sahen die Muster unseres ersehnten Ehelebens irgendwann in der Zukunft aus:

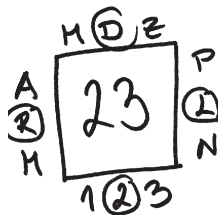
Rose



Zlata



Srebra





Rose wollte in acht Jahren heiraten, was ihr ohnehin schon lange vorkam, im Alter von 21 Jahren, genau wie ihre Mutter, und ihr fiel zu, dass sie einen Jungen mit P heiraten würde, ja, wie schön, dass ihr ausgerechnet ihr Schwarm Panait aus Katherini zugefallen war, wohin sie jedes Jahr im Juli mit ihrer Familie in den Urlaub fuhr, in ein altes Haus mit Ferienwohnungen nahe der Kathedrale des Städtchens. Und im Nachbarhof wohnte Panait, ein sympathischer Junge, der Rose zuliebe einige Brocken Mazedonisch gelernt hatte, gerade genug für ihre schüchterne Verständigung mit Blicken, fürs Versteckenspielen und Baden im Meer. „Oh, wir werden arm sein“, rief sie aus, denn so hatte sie es getroffen, dass Panait arm sein würde und dass sie nur ein Kind haben und in Thessaloniki leben würden, der Stadt, die Panait von allen Städten der Welt am liebsten mochte, weil er dort geboren worden war, als Frühgeburt, dort hatte man ihm das Leben gerettet, und deshalb pilgerte er jedes Jahr mit seinen Eltern in die Kirche des Heiligen Demetrios, um sich bei ihm zu bedanken. „Nur ein Kind“, sagte Rose traurig, denn in ihrer Vorstellung hatte sie, wenn sie groß und mit Panait glücklich verheiratet wäre, ein Haus voller Kinder oder zumindest zwei, so wie sie und ihre Schwester, die drei Jahre älter war als sie.

Srebra, die mit 23 heiraten wollte, fiel ein Junge mit dem Anfangsbuchstaben D zu, und auch wenn sie niemand Bestimmten im Sinn hatte, hatte sie ihn hingeschrieben, damit es drei Männernamen waren, D wäre reich, sie hätten zwei Kinder („Du Glückliche!“, rief Rose) und würden in einer Stadt mit dem Anfangsbuchstaben L leben. „In London!“, rief sie, und vor lauter Überraschung ließ ich ihren Kopf ein wenig mit meinem zurückzucken. „Warum London? Du weißt ja nicht einmal, wie es dort aussieht! Und dann auch noch so weit weg! Ich will nicht in London leben! Wie willst du dort leben, wenn ich nicht auch dort lebe? Du denkst nur an dich selbst!“ Ja, schon von frühester Kindheit an hatte ich das Gefühl, dass Srebra nur an sich selbst dachte und dass es sie überhaupt nicht kümmerte, dass wir zusammengewachsene Köpfe hatten, dass wir keine voneinander getrennten



Leben haben konnten, sondern nur ein gemeinsames, als wären wir eine Person in zwei zur Hälfte miteinander verbundenen Körpern. Alles mussten wir gemeinsam tun: essen, schlafen, aufs Klo gehen, in die Schule, rein, raus, alles. Als wir noch klein waren und sie nachts pinkeln musste, schlug sie plötzlich die Bettdecke zurück und sprang aus dem Bett, was bedeutete, dass sie auch mich äußerst unsanft mit sich zog, mich unerwartet aus einem Traum weckte und auf die Füße stellte, auch wenn ich mich immer noch in einem Zustand der Verwirrung befand, zwischen Traum und Wachen. Der Schmerz an der Stelle, wo wir miteinander verbunden waren, war so stark, dass ich vor Entsetzen laut aufschrie, doch Srebra rannte schon mit zusammengebissenen Zähnen und mir im Schlepptau Richtung Toilette. Und wenn dort die eine auf der Kloschüssel saß, musste auch die andere sich hinhocken und meist auf dem harten, blauen Plastikmülleimer Platz nehmen, den wir links oder rechts von der Kloschüssel hinstellten, abhängig davon, welche von uns auf der Schüssel hockte, in ihn wurde nicht nur das Papier zum Abwischen geworfen – das übrigens kein Klopapier war und nicht stank, sondern Papier für die Schreibmaschine, das unsere Mutter heimlich von der Arbeit mitbrachte und dann Blatt für Blatt in vier gleich große Streifen zerriss, damit wir uns damit nach dem Geschäft säubern konnten – sondern auch Küchenabfälle, Essensreste und überhaupt alles, was Müll war. Auch ich war oft grob, zog sie plötzlich in irgendeine Richtung, aber mir war bewusst, dass unsere Köpfe real zusammengewachsen waren, dass wir in jedem Augenblick auf unser Verhalten achten mussten, um einander nicht zu verletzen, vor allem körperlich, denn der Schmerz in den Schläfen, wo unsere Köpfe zusammengewachsen waren, war nicht auszuhalten, wenn wir unerwartet eine nicht angekündigte Bewegung machten. Auch Srebra war bewusst, dass wir zwei Personen in einer waren, aber nur körperlich, wenn sie Kopfschmerzen bekam, psychisch jedoch nicht, sie machte große Pläne fürs Leben und verknüpfte sie einfach nicht mit meinen Wünschen und unseren gemeinsamen Möglichkeiten. Sie war sich sicher, dass wir eines Tages, wenn wir groß wären und viel Geld



hätten, eine Operation zur Trennung von siamesischen Zwillingen bezahlen könnten. Sie glaubte so fest daran, dass sie auch mit verbundenen Köpfen Pläne machte, als wären wir bereits getrennt. So war es auch damals bei unserem Vorhersagespiel, als sie in aller Seelenruhe zu mir sagte: „Ich habe dir schon hundertmal gesagt, dass ich in London leben will, doch du hast es nicht hingeschrieben, bitte schön, du hast den Buchstaben S gezogen, sicher Skopje, aber ich werde um nichts in der Welt hierbleiben! In London wird man uns sicher trennen können, dort gibt es solche Ärzte!“ Mir stiegen schon die Tränen in die Augen. Ich kniff sie so stark ich konnte mit der linken Hand in ihren rechten Ellenbogen. Srebra hob den linken Arm und schlug mir über ihren eigenen Kopf hinweg so stark sie konnte auf den Kopf. Ihre Schläge auf den Kopf bereiteten mir ganze Tage lang Schmerzen. Mama sagte einmal zu ihr: „Du wirst noch ihr Gehirn durchlöchern, dann stehen wir schön blöd da“, und Papa fügte wie immer hinzu: „Ihr Blutsaugerinnen, ihr habt die ganze Welt verschlungen.“ Und auch wenn unsere Köpfe zusammengewachsen waren, und zwar über eine gemeinsame Vene, in der sich unser Blut vermischte, sodass wir in Augenblicken der Erregung, Sorge und in anderen Extremsituationen in unserem Leben beide das Gefühl hatten, als würden unsere Herzen in unserer gemeinsamen Schläfe schlagen, dachten wir trotzdem verschieden, das heißt, unsere Gehirne waren im Inneren nicht miteinander verwachsen, und ich kann nicht sagen, ob das in unserem Leben ein glücklicher oder unglücklicher Umstand war. Deshalb zischte mir Srebra auch jedes Mal, wenn sie mir auf den Kopf schlug, zu: „Wehe, du sagst was zu Hause!“ Aber jetzt konnte sie nichts sagen, weil ich so heftig zu weinen anfang, dass sich Rose sofort über uns beugte und meine Augen mit der Hand trocken wischte. „Zlata, hör auf, schau, was für ein Glück du hast, dein Mann wird Millionär sein und ihr werdet ein Kind haben, und mit den Millionen werdet ihr sicher auch einen Arzt finden, der eure Köpfe trennt.“ Ich schluchzte und hockte regungslos da, während ich fühlte, wie Srebra in Gedanken bereits nach London reiste, allein, ohne mich, und ich war nirgendwo, ich hatte das Ge-



fühl, verschwunden zu sein, körperlich nicht zu existieren. „He, was spielt ihr denn da?“, rief in diesem Augenblick Bogdan, der sich uns leise genähert hatte, die ganze Zeit über war er ein wenig abseits von uns gesessen, auf der Erhöhung aus Beton oberhalb der Rampe vor der Garage, angelehnt an die Eingangstür des Gebäudes, und hatte aus dem Augenwinkel unsere Bewegungen mitverfolgt, während er sichtlich interessiert, aber ohne Stift, nur für sich, ein Kreuzworträtsel löste, das er aus einer Zeitung herausgerissen hatte. „Misch du dich nicht ein“, fuhr ihn Srebra an, ich schwieg und schluckte den Rotz hinunter, der sich nach den vielen Tränen in meinem Hals sammelte, und Rose zuckte nur die Achseln. „Ihr denkt nur ans Heiraten, was Klügeres fällt euch nicht ein“, warf Bogdan ein und lachte überrascht. „Na schau, der Buchstabe B, bin das etwa ich?“ Bevor es mir überhaupt gelang, rot zu werden, fiel im selben Augenblick von einem der Balkons ein Blumentopf mit einem Kaktus auf unsere Quadrate für das Vorhersagespiel und zersprang in tausend Stücke. Man hörte wütende Rufe und Flüche. Krümel von Blumenerde verstreuten sich überall über unsere Quadrate, nur mein Quadrat konnte man gerade noch so erkennen, und ich wollte ein Jahr früher heiraten als Srebra, einen Jungen mit Anfangsbuchstaben B, er sollte Millionär sein, wir würden in Skopje leben und ein Kind haben. Und das war nicht Bogdan, denn Bogdan war der ärmste Junge, den wir kannten, und ich konnte ihn mir nicht als Millionär vorstellen, denn ich dachte, nur arme Mädchen könnten Millionärinnen werden, wenn sie groß sind, doch Jungen blieben arm oder reich, ein ganzes Leben lang. Wir hoben unsere Köpfe und sahen zum zweiten Stock hinauf, auf dem Balkon hatte sich die alleinstehende Verka aufgebaut und schrie mit ihrer von Zigaretten und Alkohol rau gewordenen Stimme: „Ihr habt meine Mutter unter die Erde gebracht! Ihr! Niemand anderes! Aber auch ihr werdet sterben!“ Tante Mira auf dem Balkon darüber versuchte, sie zu besänftigen: „Aber Verka, du kannst doch nicht mit Blumentöpfen werfen, du wirst noch die Kinder treffen, geh wieder ins Haus“, und in diesem Augenblick trat unser Vater in einem weißen Unterhemd auf den Balkon und



rief: „Ich komme gleich zu dir runter, dann wirst du schon sehen! Verfluchte Säuferin!“, woraufhin er sich zu uns umdrehte und uns ebenso scharf zurief: „Geht hinters Haus, eurer Mutter ist ein Handtuch runtergefallen, holt es.“ Die Alleinstehende zog sich in die Wohnung zurück, Rose rannte nach Hause, und Srebra und ich gingen schwankend, so wie sonst auch immer, hinters Haus, und unter der zweiten Reihe von Balkons entdeckten wir das Handtuch, wie es an einem unteren Ast des Pflaumenbaums hing, den wir mit Rose vor genau zwei Jahren gepflanzt hatten, als Symbol unserer Freundschaft. Das Bäumchen war schon gewachsen, es wand sich unter dem Fenster von Onkel Sotir empor. Wir bekamen das Handtuch zu fassen, und statt um das ganze Gebäude herumzugehen, um es durch die Tür zu betreten, schlüpfen wir durch die Öffnung im Fenster im Erdgeschoss, dessen Scheibe man vor Jahren schon entfernt hatte, höchstwahrscheinlich mit Absicht, damit die Mieter nicht ums Gebäude herumgehen mussten, um hinter das Haus zu kommen, wo sie immer das Gemüse für den Winter einweckten, und auch zu den Garagen, die sie illegalerweise aus dem gebaut hatten, was sie gerade fanden, und so blickten wir von unseren Fenstern und Balkons aus nicht ins Grüne und auf eine Wiese, sondern auf Garagen – die eine aus einer Persenning gemacht, eine andere aus Wellblech, eine dritte aus Beton, eine vierte aus Brettern. Bogdan folgte uns zum Fenster, dann sagte er nur „ciao“ und kletterte auf den Lindenbaum, der in der Nähe stand. „Gehst du nicht nach Hause?“, konnte ich ihm noch zurufen, während Srebra mich hinter sich herzog, um durchs Fenster zu steigen, doch er sagte nichts, und es gab auch nichts zu sagen, weil ihn zu Hause schon seit einem ganzen Jahr niemand mehr erwartete. Wir alle wussten das, aber wir taten auch alle so, als wüssten wir von nichts, seit dem Tag, an dem seine Mutter beerdigt wurde und die ganze Klasse zusammen mit der Klassenlehrerin zu ihm gegangen war, um ihm ihr Beileid auszusprechen. Bogdan lebte früher mit seiner Mutter in einem kleinen Schuppen beim Selbstbedienungsladen „Slavija“, in einem einzigen Zimmerchen, mit einer Toilette, die an der rückwärtigen Wand montiert



war. Seine Mutter war Putzfrau in einigen Wohnblocks in der Umgebung, auch in unserem. Vater hatte er keinen. Und auch wenn er extrem arm war, war er immer ordentlich angezogen, sauber und gekämmt. Seine Mutter war eine vorzeitig gealterte und verhärmte Frau, die immer nur über Bogdan sprach, sie sagte, dass sie nichts anderes wollte, nur dass Bogdan die Schule abschließt, dass etwas aus ihm wird. Bogdan beherrschte das, sowohl in der Schule als auch außerhalb: Er las, was er in die Finger bekam, er liebte es, Kreuzworträtsel zu lösen, er bettelte wortwörtlich und zog die Onkel am Ärmel, die auf den Parkbänken oder auf ihren Balkons Zeitung lasen, dass sie ihm die Seiten mit den Kreuzworträtseln herausrissen, aber meist hatte er keinen Bleistift, also löste er sie im Stillen für sich, ganz darauf konzentriert, die bereits gefundenen Lösungen im Kopf zu behalten. Die Kinder, die nicht wussten, wo Bogdan wohnte, konnten sich auch nicht vorstellen, in welcher Armut er lebte und dass er eigentlich, seit sie bei seiner Mutter Rachenkrebs gefunden hatten, sogar hungerte. Wir erfuhren das aus seinem Aufsatz zum Thema „Wenn es nicht mehr schlimmer kommen kann“, nicht einmal einen Monat nach dem Tod seiner Mutter. Die Lehrerin betrat die Klasse an diesem Morgen zusammen mit der Direktorin der Schule, und während wir immer noch wegen des Erscheinens der Direktorin schauderten, fragte sie: „Wer möchte seine Hausaufgabe nicht vorlesen?“ Wir waren von der Frage verwirrt, und auch wenn die meisten von uns unsere Hausaufgaben nicht gern laut vorlasen, wagten wir es nicht, die Hand zu heben. Nur Bogdan meldete sich. „Aha, da haben wir ja jemanden, der nicht will. Und genau deshalb wird er müssen“, sagte sie und lachte laut und im Duett mit der Direktorin. Bogdan hatte keine Wahl, er stand auf und begann mit bebender Stimme: „Bevor sie krank wurde, kaufte meine Mutter ein Ferkel und ein Kaninchen. Bald darauf kam sie ins Krankenhaus. Ich blieb allein zu Hause zurück. Es war Winter, wir hatten keine Heizung, tagsüber nach der Schule streifte ich durch die Siedlung und nachts deckte ich mich bis über den Kopf mit drei Bettdecken zu. Für das Ferkel ging ich jeden Abend auf den Schulhof zurück, stahl einige



der vertrockneten Blumen vor dem Denkmal des Namensgebers unserer Schule und brachte sie ihm. Vor Weihnachten kam meine Mutter aus dem Krankenhaus zurück. Sie konnte nicht sprechen. Sie lag nur da und sah mich an, mal mich, mal das Ferkel und das Kaninchen. Zu Weihnachten wog unser Ferkel 25 kg und der Bruder des Ferkels bei den Nachbarn 200 kg. Der Nachbar schlachtete auch unser Ferkel und machte für uns daraus drei Würste und ein wenig Schinken. Bald darauf kam meine Mutter erneut ins Krankenhaus. Den ganzen Winter über bis in den März aß ich ein bisschen von den Würsten und dem Schinken. Ich war sparsam, ich wollte mir etwas für die Zukunft aufheben. Im Frühling begann die letzte Wurst zu schimmeln, aber ich schnitt auch weiterhin nur kleine Scheiben ab, entfernte den Schimmel, und so ernährte ich mich bis in den Juni hinein. Das Kaninchen wurde immer dünner. Eines Tages entschloss ich mich, sein Fell zu rupfen, um es gegen Brot einzutauschen. Während ich rupfte, rupfte ich ihm auch ein Stückchen rosa Fleisch aus. Es floss Blut. Die Wolle wog nicht mehr als 100 g. Das Kaninchen war Haut und Knochen, ein lebendiges Gerippe. Ich schlachtete es, bevor es vor Hunger starb. Ich kochte es und aß es auf. Meine Mutter kam nach Hause und starb. Ich überlebte. Schlimmer konnte es nicht kommen.“ Alle in der Klasse verstummten. Hinter meiner Brille füllten sich meine Augen mit Tränen. Durch der Spannung der Haut zwischen unseren Köpfen wusste ich, dass Srebra ihr Gesicht so stark, wie sie konnte, zu einer Grimasse verzogen hatte, das tat sie immer, wenn ihr nach Weinen zumute war. Die Lehrerin und die Direktorin flüsterten miteinander, dann läutete die Schulglocke, und wir rannten aus dem Klassenzimmer. Meine und Srebras Schritte waren nie vollständig synchron, entweder schleifte ich sie hinter mir her oder sie mich. So war es schon, als wir laufen lernten, sie wollte schneller auf eigenen Beinen stehen, ich wollte noch krabbeln. Wäre nicht die Geduld von Großmutter Stefka gewesen, hätten wir vielleicht nie erste Schritte gemacht, sie hockte auf dem Boden und hielt mich auf der gleichen Höhe wie Srebras Körper, die gehen wollte, und rutschte auf dem Boden



neben ihr her, ohne mich loszulassen und ohne ein Wort zu sagen, damit Srebra nicht aufhörte, es zu versuchen. Wenn ich krabbeln und Srebra gehen wollte, spielte Großmutter Stefka eine Katze und brachte auch Srebra dazu, ganz bis zu dem kleinen schwarzen Tüchlein zu krabbeln, das neben der Tür lag und eine Maus darstellen sollte. Wir krabbelten alle zusammen, Srebra und ich mit den zusammengewachsenen Köpfen, und auch Großmutter Stefka robbte mit ihrem Hüftspeck wortwörtlich über den Boden.

Der Tag nach dem Vorfall mit Bogdans Aufsatz war ein Samstag, wir sammelten Altpapier, gingen von Wohnung zu Wohnung, von Haus zu Haus und schleppten Säcke voll Altpapier aus den Kellern. Am Ende des Tages wogen der Hausmeister und die Direktorin der Schule das gesammelte Papier, berechneten den Verkaufspreis und noch bevor sie es weitergaben, reichten sie Bogdan einen grauen Umschlag mit Geld, unser Balsam für seine Wunden. Nach diesem Vorfall fragte ihn niemand auch nur ein einziges Mal danach, wie er lebte, was er sich für das Geld gekauft hatte, ob er zu essen hatte. Wir erfuhren, dass er der Verkäuferin im Selbstbedienungsladen neben seinem Schuppen Geld gegeben hatte, damit sie ihn für die Rätselzeitschrift „Kotelec“ abonnierte, die er jetzt überallhin mitnahm. Wenn wir ihm dabei zusahen, wie er mit strahlendem Gesicht und funkelnden Augen Kreuzworträtsel löste, kam er Srebra und mir ein wenig verrückt vor. Wir sprachen kaum ein Wort mit ihm, wenn Rose nicht bei uns war, Srebra hatte praktisch immer nur Spott für ihn übrig, und ich spürte in der Brust, wie meine Worte erstarrten, wie ich keinen Satz mit Anfang und Ende bilden konnte, ich war blockiert wie vor einem Fremden, der meine Sprache nicht spricht – du siehst ihn nur an und weißt nicht, was du zu ihm sagen sollst, damit er dich versteht. Rose hatte keinerlei Probleme in der Kommunikation, mit niemandem, sie unterhielt sich mit jedem, den sie traf, sie war das offenste Mädchen in unserer Straße, ohne Hemmungen, weder gegenüber Kindern noch gegenüber Erwachsenen. Wegen Rose fühlte sich Bogdan willkommen in unserer Runde, aber er drängte sich nie auf, er suchte nie besondere Aufmerksamkeit,



zählte auf niemanden von uns. Eines Tages verlor Rose einen Ohrring hinter dem Haus. Wir suchten im hohen Gras zwischen den Garagen danach, unter dem Aprikosenbaum, der gleich neben dem Transformator stand und im Sommer schmackhafte orange Früchte trug. Mal zog ich Srebra, mal zog Srebra mich hinter sich her. Srebra griff in den Dornbusch am Zaun, der den Hinterhof unseres Gebäudes vom Haus „der Brüder“ trennte, wie unsere Eltern die Leute nannten, die gegenüber von uns wohnten, und sie fand den Ohrring. Am Transformator wuchsen die meisten Glückshalme. Wir pflückten sie, dachten uns Wünsche aus, entfernten alle Blätter, und am Ende durfte nur der Stängel übrig bleiben. Wenn es uns gelang, den Stängel nicht abzureißen, vergruben wir den Glückshalm irgendwo, damit unsere Wünsche in Erfüllung gingen. Es gelang mir nicht ein einziges Mal, meinen zu verstecken, ohne dabei von Srebra beobachtet zu werden, und auch Srebra gelang es nicht, ohne von mir gesehen zu werden, obwohl es ein ungeschriebenes Gesetz war, dass in solchen Situationen eine von uns die Augen zumachte. Ich war davon überzeugt, dass unsere Wünsche unmöglich in Erfüllung gehen konnten und dass nur Rose in Zukunft auf schöne Überraschungen hoffen durfte. Deshalb überließen wir uns ihrem Willen, ihren Ideen und Vorschlägen für ständig neue Großtaten. Alle klugen wie auch verrückten Dinge, die wir bis 14 Uhr taten, wenn unsere Eltern von der Arbeit und ihre Schwester aus der Mittelschule kamen, taten wir bei Rose zu Hause. Im kleinen Regal im Esszimmer, neben den Kaffeetassen und Weingläsern, standen zwei Kaleidoskope – ein rotes für Rose und ein blaues für ihre Schwester. Srebra und ich nahmen sie heraus, ohne Rose vorher zu fragen, ich das rote, Srebra das blaue, und während Rose in der Küche hantierte, schauten wir uns die wundersamen Figuren in den Kaleidoskopen an. Wenn ich darüber nachdenke, habe ich nie wieder in meinem Leben so lange ein Kaleidoskop in Händen gehalten wie damals bei Rose. Nur einmal, in einem kleinen Spielzeuggladen in Covent Garden in London fand ich ein ähnliches rotes Kaleidoskop, aber als ich hineinschaute, war nichts würfelförmig, eckig und kubis-



tisch wie in Roses Kaleidoskop, sondern alles gerundet, mit weichen Farbübergängen, viel zu sanft, geradezu ein Verrat an der Struktur eines echten Kaleidoskops. Während wir beide, Srebra und ich, die scharfen Farben und Figuren in den Kaleidoskopen anstarrten, die sich beinahe berührten, kam Rose ins Esszimmer und hielt einen ungewöhnlichen Wasserkrug aus Plastik in der Hand, der wie eine Traube aussah, und um die Tülle hatte sie ein zwei, drei Meter langes Seil gewickelt. „Auf, lasst uns das Gras gießen“, sagte sie, und das bedeutete, dass Srebra und ich hinuntergehen mussten, hinters Haus, unter ihren Balkon, und sie würde die Traube mit dem Seil herunterlassen, wir würden danach greifen und damit die Kornelkirsche wässern, die jedes Jahr den Frühling inmitten des Graus der Garagen hinter dem Haus ankündigte, wir würden auch die anderen Blumen gießen, die im Gras unter den Balkons von Tante Elica, von Rose und Tante Dobrila wuchsen. Das war das einzige Fleckchen, auf dem keine Garagen wuchsen, einige Meter Natur mitten in dem urbanen Chaos hinter unserem Haus. Wenn das Wasser aufgebraucht war, zog Rose die Traube vom Balkon aus wieder hinauf, füllte neues Wasser ein, ließ es zu uns hinunter, und auf diese Weise gossen wir jeden Zentimeter Boden und am Ende auch die Blätter der Hecke rund um die Grünfläche. Dann kam auch Rose zu uns herunter und schmiedete bereits Pläne für das nächste Spiel. Sie beschloss, uns das Fahrradfahren beizubringen. Das war uns allen schon immer unmöglich vorgekommen, besonders unserem Vater, der in der Garage neben seinem schwarzen, alten Fahrrad auch noch ein altes, rotes Klapprad aufbewahrte, Herkunft unbekannt, mit einem schwarzen Sattel, einem orangefarbenen Kettenrad und ohne Behelfssitz über dem Hinterrad. Wenn wir in seine Garage hinuntergingen, um von ihm Malkreiden zu bekommen, betrachteten wir immer das rote Klapprad mit einem unklaren Gefühl des Zweifels, wie sollten wir überhaupt zusammen auf diesem Fahrrad fahren können, wo würde Srebra sitzen, wo ich. Und dann sagte er immer: „Ein Fahrrad ist nichts für euch, wenn ihr runterfallt, haben wir den Salat.“ Doch Rose dachte anders. Sie bat uns, nach Hause